Der Übersetzer

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

Nr. 5 Stuttgart, den 13. Mai 1966 3. Jahrgang

Klara Szöllösy, Budapest:

Thomas Mann in Ungarn

Die Beziehungen der ungarischen Literatur zu Thomas Mann waren von Anfang an sehr lebendig und eng, später auch ganz persönlich betont; seine Freundschaft mit dem bedeutenden ungarischen Literarhistoriker und Schriftsteller Lajos Hatvany dürfte auch im deutschen Sprachgebiet bekannt sein, ebenso wie seine engen Beziehungen zu Karl Kerényi, besonders während des Entstehens der Joseph-Tetralogie. Weniger bekannt ist wohl das herrliche Gedicht Attila Józsefs, das er nach einem Vortrag Thomas Manns in Budapest schrieb, und über das sich Mann noch viele Jahre nach des Dichters Tod in einem Brief mit den Worten äußerte, dieses Gedicht sei für ihn „ein seelischer Schatz", obwohl er das Original ja leider nicht verstehen konnte.

Soweit das Persönliche. Charakteristisch für diese sehr engen Beziehungen der ungarischen Literatur und der ungarischen Leser zu Thomas Manns Oeuvre sind die ungarischen Übersetzungen seiner Werke. Sie sind sozusagen der Seismograph, an dem wir die starke Anteilnahme des Ungartums an Thomas Mann von Anfang an ablesen können. Ich möchte nur einige Tatsachen erwähnen: Der 1924 entstandene „Zauberberg" wurde von dem jüngst verschiedenen Professor József Turóczi-Trostler noch aus den Korrekturfahnen ins Ungarische übersetzt, so daß diese „alte" — und nach den unerbittlichen Gesetzen der Prosa-Übertragung heute bereits veraltete — Übersetzung die erste fremdsprachliche Verdolmetschung des großen Romans war. 1958 erhielt ich die ehrenvolle Aufgabe, den „Zauberberg" neu zu übersetzen, und es ist wohl ein recht gutes Zeugnis für unser Publikum, daß dieses wirklich nicht als „leichte Lektüre" geltende Buch seither in rund hunderttausend Exemplaren erschienen — und vergriffen ist, was in einem Zehn-Millionen-Land dafür zeugt, wie Thomas Mann in den weitesten Leserkreisen beliebt ist.

Genauso frisch aus den deutschen Korrekturfahnen übersetzte der seither ebenfalls verschiedene ungarische Dichter György Sárközy die Joseph-Tetralogie; seine Übersetzung wird immer wieder neu verlegt und ist — man kann wohl sagen ebenso wie „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull" in der prachtvollen Übersetzung von Viktor Lányi — ein „Bestseller" in Ungarn geworden.

Eine bittere Tatsache ist es, daß all diese großen Mann-Übersetzer nicht mehr unter uns leben; auch der zuletzt erwähnte Viktor Lányi, der mit den „Buddenbrooks" und „Tod in Venedig" die Popularität Manns in Ungarn begründete (und — wie bedeutsam! — parallel mit diesen Arbeiten Richard Wagners Operntexte ins Ungarische übersetzte), starb leider viel zu früh. Es muß aber hier erwähnt werden, daß er noch in den letzten Monaten vor seinem Tod an der Übersetzung von Manns „Doktor Faustus" arbeitete, aber nur ein Viertel davon zustande brachte: so rundet sich der Kreis seines Lebens im Zeichen Thomas Manns.

Noch eine brillante Übertragung muß ich hier anführen: die Neuschaffung des „Erwählten" von Zoltán Jékely. Es war dies eine besonders heikle Aufgabe, denn Manns Roman ist sozusagen in einer höfischen Sprache geschrieben, die, durchsetzt mit Französisch und Englisch, in dieser Form nie existierte, uns aber dennoch einheitlich anmutet durch die dahinter liegende Kultur. Die ungarische Sprache ist bedeutend jünger, als es jene drei Sprachen sind; wir haben dieses Zeitalter der Kultur nicht so miterlebt, und es fehlen dadurch in unserer Sprache jene Schichten, die hier eine analoge Übersetzung ermöglichen würden. Jékely jedoch hat mit hervorragender linguistischer wie dichterischer Einfühlung eine Sprache aus alten siebenbürgischen Chroniken, aus Geschichte und Gegenwart gewoben, welche dem Leser ein absolutes Einstimmen in dieses so schwierige und anziehende Werk ermöglicht.

*

Mit solchen Vorgängern mußte ich mich messen, als ich einige Werke Manns, zuerst den „Zauberberg", dann „Königliche Hoheit" und etwas später „Das Gesetz", ins Ungarische übertragen sollte. Jeder Übersetzer entwickelt — gewollt oder ungewollt — seine eigene Theorie des Übersetzens, wobei es nicht selten vorkommt, daß man aus der Not eine Tugend macht, und daß aus der Tugend — eine Not wird! Nur ein einziges Beispiel hierfür: Es ist gewiß eine Tugend der Sprache, einen reichen Wortschatz zu besitzen; nun gut, wir haben im Ungarischen zwei scharf abgegrenzte Worte für *Liebe* im Sinne des Lateinischen *amor* und im Sinne von (annähernd) *caritas*. Was für gewagte Sprünge muß der arme Übersetzer nun machen, wenn Thomas Mann im 7. Kapitel des „Zauberbergs" sagt: „Ist es nicht groß und gut, daß die Sprache nur *ein* Wort hat für alles, vom Frömmsten bis zum Fleischlich-Begierigsten, was man darunter verstehen kann." In solchen Fällen muß man „fälschen", denn nur durch die Fälschung kann man dem Original gerecht werden.

Unsere Geschichte war jahrhundertelang mit der des Römischen Reiches Deutscher Nation, mit dem Haus Österreich und demzufolge mit dem deutschen Sprachgebiet verbunden. Unsere Sprache hat aber eine grundverschiedene Struktur, sie gehört nicht zu den indogermanischen, sondern zu den finnisch-ugrischen Sprachen und ist, obwohl außerordentlich flexibel, ziemlich intolerant gegenüber bestimmten Wendungen des Deutschen (und der anderen indogermanischen Sprachen). Die sogenannten „Germanismen" — ich möchte sie lieber „Indogermanismen" nennen, denn sie können sich genauso aus der russischen Sprache ins Ungarische einschleichen — sind eine ständige Gefahr und müssen sorgfältig gemieden werden. Ja — aber allzu sorgfältig? Ein extremer Purismus ist hier, meiner Auffassung nach, nicht am Platze: Ich habe vielleicht auch in meiner Übersetzung aus der Not eine Tugend gemacht, aber ich vertrete den Standpunkt, daß man bei einem Werke Thomas Manns auch in *ungarischer* Sprache nicht vergessen darf, daß das Original *deutsch* verfaßt ist. Es ist dies eine Frage sprachlichen Taktgefühls, es muß sehr vorsichtig dosiert werden, aber ich meine, es wäre geradezu ein Fehler, wenn Thomas Mann so zu uns, zu dem ungarischen Leser, sprechen würde wie einer *unserer* Klassiker.

Thomas Manns lang hinfließende, sich schlängelnde, wie Lianen wuchernde Sätze sind allbekannt. Die ungarische Sprache des 20. Jahrhunderts liebt diesen Satzbau nicht mehr: im vergangenen Jahrhundert war allerdings die Herrschaft der lateinischen Sprache noch so präsent, daß dieser Stil sich bis dahin in unserer Prosaliteratur hielt. Dennoch kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich keinen einzigen von Manns Sätzen zerstückelt habe. Die atemberaubenden Perioden sind auch in der ungarischen Version erhalten geblieben. Aber an dem Gefüge habe ich oft geändert,

anstatt syntaktischer Unterordnung wohl öfter Beiordnung gebraucht, um es dem ungarischen Leser „mundgerecht" zu machen.

Die schwierigsten Probleme ergaben sich merkwürdigerweise nicht aus der Übertragung Thomas Manns — sondern aus der Übertragung der deutschen Sprache. Das mag zuerst etwas verblüffend klingen, deshalb möchte ich es näher erklären.

Wenn Thomas Mann etwas ganz Neues, „Mannisches" erfindet, darf ich, der bescheidene Übersetzer, auch erfinden. Ich bin an keinerlei sprachliche Normen und Gesetze gebunden: Das, was Mann sagt, ist auch im Deutschen einmalig, originell, verblüffend — also darf und muß ich es auch im Ungarischen so sein.

Wenn hingegen sich Thomas Mann einer Wendung, eines Wortes, eines Ausdruckes bedient, der im Deutschen ein großes „Hinterland" hat, also eine riesige Aura von Kindheitserinnerungen, literarischen Anspielungen und so fort, wenn er also eine alltägliche Wendung aufnimmt und sie in völlig neuem Licht erscheinen läßt, was ihm gerade durch den Kontrast gelingt, daß diese Wendung allbekannt und „abgenützt" ist, dann, ja dann bin ich ratlos. Denn das betreffende Wort, die adäquate Wendung hat im Ungarischen nichts von diesem Hinterland; die Assoziationskette, die im deutschen Leser wachgerufen wird, bildet sich im Ungarischen nicht. Was also soll ich tun? Ich muß abermals fälschen. Ein aufschlußreiches Beispiel: Als sich Hans Castorp von Frau Chauchat ihr Crayon borgt, sagt er leise: „Klein aber dein." Wir haben in unserer Sprache keine entsprechende Wendung. Es mußte hier eine ganz alltägliche, sprichwörtliche Wendung gebraucht werden, damit all die darin enthaltenen Nuancen ihre Wirkung auf den ungarischen Leser nicht verfehlen. Dutzende von Lösungen wurden in meinem Freundeskreis wochenlang aufgeworfen und wieder verworfen, bis wir etwas fanden, das „irgendwie" stimmte. Ein ungarischer Spruch lautet: „Klein ist der Pfeffer, aber scharf" (eigentlich „stark"). Dieses Wort kennt jedes Kind. So sagt nun der ungarische Castorp: „Klein ist das Crayon, aber scharf." In ähnlicher Weise mußten im „Zauberberg" die ungebildeten Aussprüche Frau Stöhrs „verungarischt" werden, der burschikose Stil des Doktor Behrens, die stramme, kernig deutsche Sprache Joachims ... — All dies bereitete mir viel, viel mehr Sorgen als die humanistischen Erörterungen Settembrinis oder auch die Haarspaltereien Naphtas, die sich fast von selbst ins Ungarische übersetzten, weil sie in ihrer Tonart mehr europäisch als deutsch sind. Unlösbar erwies sich hingegen „das Sorgenkind des Lebens", weil wir im Ungarischen kein Wort haben, das dem deutschen *Sorgenkind* entspricht, so daß der an seine Stelle gesetzte, wohl genaue ungarische Ausdruck im Leser keine Assoziationen wachruft. Ähnlich unlösbar, im tieferen, wortpsychologischen Sinne unlösbar erwiesen sich im Roman „Königliche Hoheit" die alltäglichsten Ausdrücke, wie „stöbern" oder „sich den Wind um die Nase wehn lassen".

Eine ganz andere Welt erschließt sich im „Gesetz": die Welt des Alten Testaments. Wie so oft bei Thomas Mann haben wir es auch hier mit einer genialen Stilimitation, mit einer Art von *pasticcio* zu tun: Der Text ist völlig durchwoben mit dem deutschen Bibeltext, auch dort, wo es sich nicht um direkte Zitate handelt. Hier hatte ich immerhin einen Leitfaden: Wir besitzen eine hervorragende ungarische Bibelübersetzung von Gáspár Károli, die, obwohl etwas später entstanden als die Lutherische (1590), eine ebensogroße „sprachliche Tat" darstellt und ebenso ihren unsterblichen Platz in der ungarischen Literaturgeschichte einnimmt. Meine Arbeit verlief also folgendermaßen: Ich hatte neben Thomas Manns Text die Luther-Bibel und die ungarische Károli-Bibel vor mir liegen und setzte jeden Satz genauso mosaikartig aus meinem ungarischen Bibeltext zusammen, wie ihn Thomas Mann aus der Luther-Bibel geschöpft hatte. Stutzig wurde ich nur, wenn die ungarische Bibel etwas anderes sagte als die deutsche, was einige Male vorkam, wie etwa bei den Speise-, Reinlichkeits- und anderen Gesetzen, die Moses seinem Volke vorschreibt. Daher bat ich den Verlag, mir einen Kontroll-Redakteur beizugeben, der außer Deutsch auch Hebräisch könne, um bei solchen Problemen auf den Originaltext des Alten Testamentes zurückzugreifen! Seien Sie mir bitte nicht böse, wenn ich mit einigem Stolz erwähne, daß in den kritischen Fällen sich die ungarische Bibelübersetzung als die richtige erwies.

Dies sind freilich nur einige Fragen aus der Unmenge von Problemen, die sich aus der geistigen Zusammenarbeit mit einem so großen Denker und Dichter wie Thomas Mann ergeben. Aber soviel genügt wohl, um zu zeigen, wie ungemein bereichernd eine solche Arbeit für den Übersetzer ist.

Nachruf auf Edmund Cary

von Zlatko Gorjan, Präsident der FIT

Edmond Cary ist bei seinem Rückflug aus New Delhi bei der tragischen Flugzeugkatastrophe ums Leben gekommen.

Vor zehn Jahren lernten wir uns in Zagreb kennen. Auch damals reiste er, von einem Kongreß kommend, in sein geliebtes Paris zurück. Und wir wurden Freunde.

Zehn Jahre lang arbeiteten wir zusammen in der FIT. Und wir blieben Freunde. Ich lernte ihn von Jahr zu Jahr besser kennen und schätzen: den Verfasser zweier für Übersetzer sehr wertvoller Werke „La traduction dans le monde moderne" und „Les grands traducteurs français"; den Übersetzer von Paul Eluards Lyrik ins Russische; den Simultanübersetzer der UNESCO; den ehemaligen Generalsekretär der FIT; den Menschen Cary, den Dichter, den unermüdlichen Reisenden, der mit so viel Verständnis die Welt betrachtete und aufrichtig bestrebt war, jedem Menschen näher zu kommen.

Er gehörte — mit Pierre-François Caillé und anderen — zu den Gründern der FIT. Er wußte, was die Fédération Internationale des Traducteurs für alle Übersetzer bedeuten mußte. Und wir alle, die Edmond Cary kannten und schätzten, fühlen jetzt den großen Verlust. Er war immer mit Rat und Tat zur Stelle, bei Konferenzen, auf Sitzungen, zum Gespräch, und immer zeigte er ein etwas belustigtes und skeptisches Lächeln.

Vor zwei Jahren hatte er einen utopischen Roman zu schreiben begonnen, der nun unvollendet geblieben ist. Drei Tage vor der tragischen Todesnachricht erhielt ich eine Karte von ihm aus New Delhi — er wollte dort das „tricky chapter" seines Romans abschließen. Ob es ihm gelungen ist? Vielleicht schrieb er noch daran, als das Flugzeug am Mont Blanc zerschellte?

Vor sieben Jahren schickte er mir als Antwort auf meine Neujahrsglückwünsche die folgenden Zeilen und ein auf einer Reise verfaßtes Gedicht, das mit dem Todesgedanken endet und hier zum Gedächtnis von Edmond Cary stehen soll:

Mon cher poète,

Merci de vos voeux, merci de vos cadeaux, merci de votre amitié. Vos tasses sont arrivées la veille d'un départ — d'un des multiples départs en voyage qui sont mon lot. J'ai preféré me faire un bon café turc et le boire sans hâte plutôt que de prendre le temps de vous écrire pour vous remercier. M'en voudrez-vous?

Pour vous remercier aujourd'hui, laissez-moi vous confier quelques lignes de moi — toutes récentes — écrites dans un train.

Et voici la nuit, voici l'heure
où tu es les yeux dans les yeux
avec ta vie

Tu es seul, le train roule dans la campagne
à travers le paysage blanc
de la nuit

Oh oui ses lèvres oui ses yeux oh oui son corps
oui l'amour qui en vagues chaudes vous emporte
tous deux

Il fait froid sous ta couverture, tu as
neuf heures de nuit les yeux dans les yeux
avec la mort.

Ein deutscher Übersetzer: Friedhelm Kemp

Als Band 24 der Taschenbuchreihe „Opuscula aus Wissenschaft und Dichtung" (Verlag Günther Neske, Pfullingen, 49 S., DM 2,80) hat *Friedhelm Kemp* unter dem Titel *Kunst und Vergnügen des Übersetzens* drei Vorträge zusammengefaßt, die es verdienen, einem größeren Publikumskreis bekannt zu werden.

Der erste Vortrag bietet in einem geschichtlichen Überblick über *Französische Lyrik in deutschen Übersetzungen* bemerkenswerte Hinweise auf literatur- und geistesgeschichtlich bedeutsame Zusammenhänge, wobei Friedhelm Kemp sich nicht scheut, entschiedene Wertungen auszusprechen — so etwa im Hinblick auf die zwischen 1830 und 1860 erfolgte Rezeption der französischen Romantik durch deutsche Übersetzer, die sich nach Kemps überzeugender Argumentation für den Fortgang der deutschen Lyrik als wenig förderlich erwiesen, ja, unser Wahrnehmungsvermögen für die sublimen Werte der deutschen Romantik eher abgeschwächt hat, und dann bei der Charakteristik der daran anschließenden neuen Epoche der europäischen Lyrik, der Moderne, deren Beginn durch das Erscheinen der *Fleurs du Mal* von Charles Baudelaire im Jahre 1857 gekennzeichnet ist. Die bis auf den heutigen Tag nicht abreißende Kette deutscher Nachdichtungen der *Fleurs du Mal* würde gewiß eine eigene, kritisch-vergleichende Behandlung in einer besonderen Publikation rechtfertigen. Friedhelm Kemp hebt mit erfreulichem Nachdruck hervor, daß Stefan Georges Verdeutschung der *Blumen des Bösen* die „entscheidende Wendung" bedeutet, „den Ansatz zur Überwindung eines Übersetzungswesens, in dem nur noch Konfektionsschneider arbeiteten". Mit Georges Nachdichtung erfolgte, wie Kemp rechtens betont, „nicht eine weitere Abglättung", sondern „eine Straffung und Aufrauhung, deren die deutsche Verssprache dringend bedurfte". Er sieht hier, bei George, „bereits die Risse und Kanten sichtbar werden, an denen das Sprachgefüge sich im Expressionismus lockern wird". Nach Stefan George, der auch Verlaine, Rimbaud, Mallarmé ins Deutsche übertrug, hat sich noch eine Reihe anderer deutscher Übersetzer verdienstlich um die Dichtung des französischen Symbolismus bemüht und nach Kemps zutreffendem Urteil dessen Einflußnahme auf die zeitgenössische deutsche Lyrik begünstigt. So haben für Kemp Baudelaire und Verlaine „in Trakl und Heym ihre selbständigen Fortsetzer" gefunden. (Die These, daß auch der frühe Gottfried Benn der *Morgue* ohne Rimbaud „nicht zu denken" wäre, wünscht man sich allerdings etwas genauer belegt — Benn hat nach eigener Bekundung Rimbaud erst durch die Limes-Gesamtausgabe von 1954 kennengelernt —, während der Einfluß Rimbauds auf den jungen Brecht ja ganz außer Zweifel steht.)

Im zweiten Vortrag, der *Vom Übersetzen französischer Dichtung* handelt, geht Friedhelm Kemp von der grundsätzlichen Alternative aus, vor die sich der Übersetzer eines Gedichtes gestellt sieht: Er wird entweder ein möglichst vollkommenes deutsches Gedicht gestalten wollen, ein eigenständiges, vom Vorbild weitgehend unabhängiges Gebilde — diese Art der Übersetzung wird von Kemp als „Nachdichtung" bezeichnet; oder der Übersetzer strebt in deutscher Sprache eine möglichst vollkommene Übersetzung an, die die Eigenheiten des Originals zu bewahren, das Vorbild in seiner Fremdheit erkennbar zu machen sucht — diesen Fall kategorisiert Kemp als „Übertragung". (Eine analoge Definition dieser beiden entgegengesetzten Prinzipien des Übersetzens hat — unter Berufung auf eine entsprechende Vorleistung Goethes — auch Wolfgang Schadewaldt in seinen Darlegungen über *Die Wiedergewinnung antiker Literatur auf dem Wege der nachdichtenden Übersetzung* gegeben.)

Friedhelm Kemp macht auf das zunächst erstaunlich anmutende Phänomen aufmerksam, daß ausgezeichnete Nachdichtungen nicht selten gerade solchen Autoren zu danken sind, die mit der fremden Sprache und ihrer Literatur nur wenig vertraut oder gar auf eine Rohübersetzung von befreundeter Hand angewiesen sind. Auch wünscht Kemp der deutschen Literatur mehr unbefangene „Umdichter" vom Schlage Brechts, die „das Übernommene bis auf die Faser organisch zu verwandeln" vermögen. Aber die besondere Sympathie Kemps gehört in vielen Fällen offenbar doch „der unscheinbareren und anspruchsloseren Übertragung". Er vergleicht sie mit einer Bildnisskizze, bei deren Betrachtung niemand ernstlich glauben wird, den Dargestellten leibhaft vor sich zu haben, wie auch der Leser einer Übertragung diese nicht für das vollgültige Äquivalent des Originals nehmen wird. In beiden Fällen findet jedoch, wie Kemp ebenso eigenwillig wie glücklich formuliert, „Vergegenwärtigung statt, Vergegenwärtigung eines Abwesenden, der, so seltsam dies klingt, eben als Abwesender anwest".

Kemp befürwortet ausdrücklich — wie ähnlich auch Wolfgang Schadewaldt — die Prosaübersetzung von Gedichten, weil diese sich nicht aus Gründen der äußeren Form — etwa des Reimes oder des Versmaßes wegen — auf Verlegenheitslösungen im Satzbau, in der Wortwahl und der Wortstellung einzulassen braucht und „eine höhere Genauigkeit des Sinns" zu erreichen vermag. Er exemplifiziert dies anschaulich an der ersten Strophe des Gedichts *Femmes damnées* aus den *Fleurs du Mal* durch eine vergleichende Gegenüberstellung des französischen Originals, der deutschen Umdichtung Stefan Georges und einer eigenen Prosaübertragung. Kemp erbringt dabei den Nachweis, daß George, den vornehmlich „die glühende geistigkeit" fasziniert, mit der Baudelaire „auch die sprödesten stoffe durchdrang", in diesem Fall nicht nur Einzelheiten der Vorlage mißverständlich oder gar irreführend wiedergibt, sondern darüber hinaus, da seine Umdichtung allzusehr auf die formale Würde der Sprache bedacht ist, dem ursprünglichen Ton des Dichters, der darin mitschwingenden Ausgesetztheit und Verlorenheit, der — trotz der klassischen Versform — „gebrochenen Stimme" Baudelaires etwas schuldig bleibt.

An einem weiteren frappierenden Beispiel (Verlaines Gedicht *Le Rossignol*, verglichen mit einer skizzenhaften Prosaübertragung *Die Nachtigall* von Georg von der Vring) macht Kemp deutlich, daß in diesem Sonderfall der vorläufige Entwurf einer Übertragung im Ergebnis zu einer freien Nachdichtung gediehen ist, die das Urbild bei Wahrung alles Wesentlichen der Metaphern und Stimmungen durch „Abhagerung", durch Verzicht auf überflüssiges Beiwerk (Kemp: „der ganze allzu melancholische Behang") an poetischer Qualität und Faszination entschieden übertrifft.

Der dritte Vortrag, Friedhelm Kemps Dankrede bei Entgegennahme des Übersetzer-Preises der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung auf ihrer Frühjahrstagung 1963, handelt *Vom Vergnügen des Übersetzens* und beginnt mit einem persönlichen Bericht, wie die ganz zufällige, aber, wie Kemp meint, doch wohl „providentielle" erste Begegnung mit den *Fleurs du Mal* ihn in jungen Jahren einer Faszination unterworfen hat, durch die sein Leben „in eine neue Richtung gedreht" und das Vergnügen am Übersetzen ihm unverlierbar eingeimpft wurde. „Dies also war die Vergnügung und ihre Methode: ich wollte einen Dichter kennenlernen und erwarb mir darüber, als ein unentbehrliches Hilfsmittel, die Kenntnis der Sprache, in der er gedichtet hatte."

Die persönliche Lebenserfahrung Kemps erhärtet die Glaubwürdigkeit der Einsichten und Erkenntnisse, die er in diesem Vortrag entwickelt: daß „der Königsweg zum Herzen einer Sprache und von dort in alle Adern und Provinzen" heute wie gestern über ihre Literatur, durch ihre Dichtung führt; daß das Übersetzen, das man gern und mit Recht als Dienst am Werk des Autors bezeichnet, einen vielleicht noch größeren Dienst an der eigenen Sprache leistet; daß der Übersetzer, dessen Tätigkeit „ein unaufhörliches Hinübergehen und Wiederkehren" von Sprache zu Sprache ausmacht, doch mit den „unterirdischen Wassern der eigenen Sprache" verständigt bleiben, „aus ihrem offenen Brunnen sich tränken" muß; und daß letztlich für den Übersetzer selbst „das eigentliche Ziel und der höchste Gewinn" darin liegt, „zu erfahren, was Sprache ist", „etwas vom Wesen der Sprache zu ahnen und an ihrem Leben teilzuhaben".

Friedhelm Kemps Vortrag klingt mit der huldigenden Berufung auf zwei, genau genommen drei „Sprachmeister" aus, von denen einer, Montaigne, der älteren, die beiden anderen, Philippe Jaccottet und Saint-John Perse, der neuen, modernen französischen Literatur angehören. Wie Kemp, der Übersetzer, die von ihm verehrten fremden Autoren für seine eigenste Sache — „eine neue Sprache, und zugleich die alte, die Sprache selbst" — als Zeugen anruft, das erweist ihn als noblen, kultivierten, weltoffenen und wahrhaft sprachkundigen Geist, von dem wir uns gern über Kunst und Vergnügen des Übersetzens belehren lassen.

Carl Werckshagen

Nota bene . . .

Nach allgemeiner Erfahrung kann ein qualifizierter Fachübersetzer mit eingearbeiteter Schreibkraft pro Arbeitstag durchschnittlich 12 Seiten (DIN A 4, 25 Zeilen à 55 Anschläge) Übersetzung „produzieren". Bei 200 Arbeitstagen im Jahr ergibt dies eine „Jahresproduktion" von 2400 Seiten oder aufgerundet 2500 Seiten.

Bei den erforderlichen Mindesteinnahmen in Höhe von 84 000 DM im Jahr ergibt sich ein Seitenpreis von

84 000 : 2500 = 33,60 DM,

oder umgerechnet auf die übliche Zeilenberechnung ein Zeilenhonorar von

33,60 DM : 25 = 1,344 DM,

was man ohne Bedenken auf 1,35 DM pro übersetzte Zeile oder 33,75 DM pro Seite aufrunden kann.

Nach diesen Überlegungen beträgt das angemessene Mindesthonorar für freiberuflich tätige Fachübersetzer für die

DIN A 4-Seite zu 25 Zeilen à 55 Anschlägen	33,75 DM,
oder für die Zeile	1,35 DM.

Dies sind jedoch absolute Mindestwerte. Als durchschnittliches Honorar, mit dem der freiberufliche Fachübersetzer nicht am Rande des Existenzminimums lebt, kann ein Seitenpreis von 37,50 DM (= 1,50 DM pro Zeile) durchaus als angemessen und keineswegs überhöht gelten.

Erik D. Johann, Leiter der Bezirksgruppe Wiesbaden des BDÜ-Landesverbandes Hessen im „Mitteilungsblatt für Dolmetscher und Übersetzer", **Dezember 1965.**

Der VDÜ teilt mit:

Wir begrüßen als neue Mitglieder:

Astrid Claes, 4 Düsseldorf, Kaiserstraße 35
Beatrice Eue-Vigners, 1 Berlin 33, Buchsweilerstraße 1
Ernst Jaffé, Ecuador 100 Col. Vistahermosa, Monterrey N. L., Mexico
Lore Kornell, 8 München 19, Jagdstraße 19
Amalie Christiane Lynton, Weggis/Luzern, Chalet Iris, Schweiz
Gerhard H. Müller, 7 Stuttgart-W., Gaußstraße 74 b

Neue Werke unserer Mitglieder:

Paul Baudisch: „Der Lauf der Dinge" von Simone de Beauvoir, Rowohlt-Verlag, Reinbek/Hamburg.
Franz Caspar: „Komm, spiel mit mir" von Marie Hall Ets, Sauerländer, Aarau.
Günther Danehl: „Die Despotin", ein Roman aus dem alten Europa von Niccolò Tucci, Rowohlt-Verlag, Reinbek/Hamburg.
Werner von Grünau: „Lenin — sein Leben und sein Tod" von Robert Payne, Rütten & Loening, München.
Karl-August Horst: „Geschichte der Ewigkeit", Essays von Jorge Luis Borges, Hanser Verlag, München.
Ottilie Lemke: „Aus der Stauferzeit: 1. Teil Hie Waibling, 2. Teil König Heinrich der Staufer", im Bentz Verlag, Frankfurt am Main.
Rolf Italiaander: „Im Namen des Herrn im Kongo"; „Die Friedensmacher", beide im Oncken Verlag, Kassel.
Hans Erich Nossack: „Ein Panorama der Zeiten und Schicksale", Bd. 2: 1901, Hoffmann & Campe, Hamburg.
Ingrid Parigi: „Amore" von Dino Buzzati, Bechtle, München.
Herbert Roch: „Hungersnot" von Liam O'Flaherty, Diogenes Verlag, Zürich.
Gerda und Helmut Scheffel: „Das imaginäre Leben des Straßenkehrers Auguste G.", „Die Schlacht der Sieben Tage und der Sieben Nächte", Texte für das Theater von Armand Gatti (zusammen mit Eugen Helmlé), S. Fischer, Frankfurt am Main.
Walter Schürenberg: „Der goldene Pfeil" von Joseph Conrad, S. Fischer, Frankfurt am Main; „Sonne" von Carlo Coccioli, Propyläen Verlag, Berlin.
Hermann Stiehl: „Der Turm der Kathedrale" von William Golding, S. Fischer, Frankfurt am Main.
Elmar Tophoven: „Aus einem aufgegebenen Werk und kurze Spiele" von Samuel Beckett. Zweisprachig. edition suhrkamp, Bd. 145, Frankfurt am Main.
Gerda von Uslar: „Die Hüter des Hauses" von Shirley Ann Grau, Rowohlt-Verlag, Reinbek/Hamburg.
Anna Valeton: „Frats der Clown", Jugendbuch von Annèt Krijbolder, Oetinger, Hamburg.
Ursula von Wiese: „Tschitti — Tschitti — Bäng — Bäng", die Abenteuer eines Wunderautos von Ian Fleming, Scherz, München.
Heinz Winter: „Unkalifornische Geschichten" von William Saroyan, Verlag G. B. Fischer, Frankfurt am Main.

Spenden zwischen 4 und 6 DM erhielt der Verband von Friedrich Diefenbach, George A. von Ihering und Etelka von Laban.

*

Das Literarische Colloquium Berlin wird sich im kommenden Sommer mit Übersetzungsproblemen, speziell mit der Übertragung moderner Lyrik, befassen. Der Verlag des Literarischen Colloquiums bereitet eine Dokumentationsreihe über berühmte Literaturprozesse vor.

* * *

Das PEN-Zentrum für Exilschriftsteller, Sektion Deutschsprachige Länder, veranstaltete auf seiner diesjährigen Tagung in Bad Godesberg am 5. 5. 1966 ein öffentliches und auch vom Fernsehen übertragenes Podiumsgespräch über das Thema „Literarische Koexistenz zwischen Ost und West". Am Tag darauf folgte ein Round-table-Gespräch über das gleiche Thema. Das PEN-Zentrum der Bundesrepublik wurde durch Rudolf Krämer-Badoni und Heinz-Wilfried Sabais vertreten, aus Österreich kam Franz Theodor Csokor. Da die literarische Koexistenz ohne die Mitwirkung der Übersetzer überhaupt nicht möglich wäre, wurden auch Übersetzer, die sich als Vermittler osteuropäischer Literatur einen Namen gemacht haben, zu den Diskussionen eingeladen.

Sehr wohlerzogener, vierzehneinhalbjähriger französischer Junge möchte die Sommerferien (Juli/August) auf Austauschbasis oder als zahlender Gast bei einer sympathischen deutschen Familie verbringen, die gleichaltrige Kinder hat und sich nicht nur um sein leibliches Wohl, sondern auch um seine Bildung und seine Deutschkenntnisse kümmert. Er spricht schon etwas Deutsch. Sein Vater — ein Deutscher, der 1933 nach Frankreich emigrierte — ist Pariser Korrespondent einer großen westdeutschen Tageszeitung. Nähere Auskunft erteilt: Charlotte Ujlaky, 5 Köln-Lindenthal, Weyertal 82/III.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 50 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7 Stuttgart-Bad Cannstatt, Im Geiger 53. — Redaktion: Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 52 13 15. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 64 47, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH., 84 Regensburg.